u-Bote*
*offizielles organ des unabhängigen asta der uni freiburg

#781

19/06/08

Raus!

Inhalt

Editorial

Salut, liebe Leute,

ganz Albertinien versinkt im Uni-Stress. Ganz Albertinien? Nein, einige Studierende leisten erbitterten Widerstand gegen zu viel Arbeit – und versuchen auch noch, andere für das laue Leben zu gewinnen. Genau: Wir waren unterwegs und erklären euch, was ihr alles mit eurem Semesterticket erleben könnt.

Daneben schreibt Carl über Israel und Max über Zombies, zudem gibt's wieder Neues aus dem u-asta. Viel Spaß damit wünscht euer Referentinnenduo

ZaLü

Inhalt #781

Thema

Reisen in der (RVF)-Zone S. 4-6

Kultur

Rec. – Warum wir den Horror brauchen S. 3

Auf der Suche nach dem verlorenen Frieden S. 8-9

HoPo

Das „Aus" der Bildung S. 7

we are u

Vorstandsbericht: Neue Stilblüten des Rektorats S. 10

Neues aus den Referaten S. 10

Service und Termine S. 11

stud.live S. 12

Warum geschlechtsneutral?

Der u-asta tritt ausdrücklich für die konsequente Verwendung geschlechtsneutraler Formulierungen ein (z.B. das „große I"). Wir sehen dies als unverzichtbares, wenn auch nicht hinreichendes Mittel, um die tatsächliche Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Gesellschaft zu erreichen. AutorInnen, die von einer entsprechenden Schreibweise abweichen, sind dafür ausschließlich selbst verantwortlich.

Ironie...

... ist unsere bevorzugte Methode, um Sachen zu sagen, die wir eigentlich genauso meinen, aber immer wieder zurücknehmen können: „Hey, war doch nur ironisch gemeint, blöder Spielverderber!"

Ironie ist also sehr praktisch, ich wende sie gerne und oft an. Nun war ich neulich aber auf einem Tocotronic-Konzert. Das Publikum stand kopfnickend da und lauschte andachtsvoll einem leidenschaftlich dahinnuschelnden Dirk von Lowkowitz. Und ganz plötzlich fragte ich mich: Was sind das da oben überhaupt für Leute, was wollen sie uns sagen? Wer oder was steht eigentlich hinter der Ironie, die diese Band so meisterhaft verkörpert? An was glauben diese Menschen, an was glauben wir? Man ist dagegen, ok, aber ist man auch für irgendetwas?

Ich behaupte: Nö. Muss man ja auch gar nicht. Schließlich es ist bei den heutzutage ständig wechselnden neuen Diskursen viel effizienter und sogar effektiver, gegen etwas zu sein als für etwas, denn wäre man für etwas, müsste man bei jeder neuen Mode wieder Aufmerksamkeit für das veraltete eigene Thema schaffen. Viel zu anstrengend, und dabei sind wir doch Generation Null Bock/X/Ipod/Global.

Ironie ist also die Sprache unserer Generation, die nicht weiß, ob sie was zu sagen hat und falls ja, was oder wie oder worüber überhaupt. Ironie ist unsere Jugendbewegung. Um es ironisch zu sagen, natürlich. Haha.

Jetzt hab ich das so furchtbar ernst und theoretisch geschrieben, ich komm mir total spießig und uncool vor. Das wollte ich nicht. Ich wollte nicht sagen: Ironie ist das Goldene Kalb unserer jugendlichen Mittelschicht. Das wäre viel zu platt, eigentlich ist das alles natürlich ganz arg komplex und so. Aber jetzt hab ich's gesagt und müsste im Sinne meiner Message da jetzt voll zu stehen. Tu ich aber nicht. War nämlich alles ironisch gemeint.

Max Vogelmann

[Rec.]

Warum wir den Horror brauchen!

Seit ich als Vierzehnjähriger nach „Chucky – die Mörderpuppe“ jahrelang von diesem fiesen kleinen Viech in meinen (Alb-)Träumen verfolgt worden bin, habe ich einen weiten Bogen um Horrorfilme gemacht. War ich zu empfindlich für. Bis ich mich später, in der Adoleszenz, dann doch dem Sozialdruck meiner Metalclique beugte und wir uns mehr oder weniger vergnügt alle möglichen Splatter-, Grusel-, Horror- und sonstigen Blut-Ekel-Schock-Filme reinzogen und dabei Pizza aßen. Die goldene Jugend: Vertan. Zumindest stumpfte ich ab.

Danach wandte ich mich dem Horror ab und Hesse zu und wurde wieder sehr sensibel. Bis vor kurzem betrachtete ich also lieber Blumen als Blut, bis ich mich neulich ganz plötzlich um 23:00 Uhr (nur dann wird dieser Film gezeigt!) im Kino wiederfand, leicht nervös zitternd, mit einem Beruhigungsbier in der Hand. Frank, der mich da reingelotst hatte, erzählte mir von den Preisen, die die Hauptdarstellerin gewonnen hatte und dass dieser Film momentan quasi das Nonplusultra der Schockerfilme wäre, was mich natürlich unglaublich beruhigte. Ich nippte an meinem Bier, das half ein bißchen.

Dann ging es los. Die Story ist kurz erzählt: In Barcelona begleiten eine Reporterin und ihr Kameramann für die Sendung „Während Sie schlafen“ ein Feuerwehrteam auf einem nächtlichen Einsatz. Dieser führt sie in ein Stadthaus, wo man seltsame Schreie von einer alten Bewohnerin gehört hat. Sie gehen in das Haus, die alte Dame ist natürlich „infiziert“ und der typische Horrorplot nimmt seinen Lauf: Alles geht schief. Von der Gesundheitsbehörde eingesperrt („zu Ihrer eigenen Sicherheit“) versuchen die Eingeschlossenen, irgendwie zu überleben, während immer mehr der vormals friedlichen Hausbewohner sich in kreischende Fressmaschinen verwandeln.

[Rec.] vereint dabei alles an Schocktechnik, was man so aus dem Genre kennt und konzentriert es wie einen sehr übel aussehenden Brühwürfel: Eine wackelige Kamera filmt fiese Zombies, die sich auf der Jagd nach dem Kameramann und damit auch dem Zuschauer hinter der Kamera befinden, „Chucky“-ähnliche Zombiekinder beteiligen sich und auch beim „Exorzist“ wurden einige Anleihen gemacht: Viel Blut, Schreie, Dunkelheit, etc.

Wenn man als moderner Mensch mit sowas klarkommen möchte, rationalisiert man ja gerne, und traditionell hilft dabei zählen: drei Mädchen von insgesamt ca. zwanzig Zuschauern verließen den Film vorzeitig, drei Mal habe ich laut geschrien und mindestens dreißig Minuten habe ich gebraucht, um danach wieder runterzukommen. Hesse hatte mich auf so was nicht vorbereitet.

Frank „talkte“ mich „down“ und hörte sich geduldig meine Zombietheorie an, die ich kompensatorisch entworfen habe: Zombies verkörpern das „Böse“ im Menschen, das Wilde, Tierhafte, Eklige in uns. In unserem glattrasierten, desinfizierten Zeitalter verdrängen wir nämlich all das, und weil wir Angst davor haben, bannen wir es lustvoll auf die Leinwand. Adrenalinkicks könnte man sich ja sonst auch beim S-Bahn-Surfen holen. Wir aber brauchen den Zombie, um die Teile des Menschen, die wir kulturell verdrängen müssen, im Blick zu behalten. „Nosferatu“ ist eine Erscheinung der Moderne. Brave Biedermeier werden wirklich zu blutrünstigen Bestien, weil jeder die Bestie in sich trägt. Da wir damit nicht klarkommen, brauchen wir den Zombie. Wir können Aggression nur noch als Krankheit wahrnehmen. Ohne den Zombie könnten wir unser alltägliches Menschenbild nicht aufrechterhalten. „Jaja“, sagte Frank geduldig.

„Eines noch“, sagte ich. „Der Horrorfilm verkörpert unsere zivilisatorische Dauerangst vor dem Unbekannten, die von der technologischen Revolution verstärkt wurde. Im Horrorfilm werden diese Erwartungen erfüllt: Alles geht schief, und jede scheinbar harmlose Situation entpuppt sich als akut lebensbedrohlich. Der Horrorfilm ist ein Versuch, Tschernobyl, Terrorismus und Schäuble durch ihre Bannung auf die Mattscheibe zu kompensieren.“ Dann gingen wir nach Hause. Ich schlief nicht sehr gut.

Max Vogelmann

[Die Redaktion wünscht Max einen guten Schlaf.]

Wenn ich groß bin, werde ich Zombie: Karriereoption für Geisteswissenschaftler?

Kürzlich machte der Steppenläufer in meinem Briefkasten Platz für Post. Nein, nicht für Telefonrechnungen oder fragwürdige Gewinnmitteilungen, für echte, persönliche Post. „Sag mal, was hältst du von New York im Sommer? Konkreter: Vom 12. bis 21. August?“, wollte eine Schulfreundin wissen. Nun, ich selbst hielt davon auf Anhieb: alles. Mein Konto und mein Arbeitgeber dagegen hielten von dieser Idee unwesentlich weniger, um es zu präzisieren: nichts, nothing, rien, nada.

Nun wird man wohl zugeben müssen, dass Apfel-Cidre aus dem Freiburger Umland mit einem Shopping-Trip in den großen Apfel nicht mithalten kann. Zur Flucht vor allzu viel Uni-Stress bietet sich eine Reise durch den Semesterticket-Bereich jedoch hervorragend an: Der studentische Geldbeutel wird nicht arg gebeutelt und der Zeitaufwand ist minimal im Vergleich zum Hüpfer über den großen Teich. Nicht zuletzt kann man sich (noch) in der inneren Sicherheit wiegen, dass beim Betreten von Straußen und Co. weder Fingerabdrücke und Fotos abzugeben sind noch geschickt formulierte Fragen à la „Planen Sie einen terroristischen Anschlag?“ beantwortet werden müssen.

Damit ihr jenseits der Stadtgrenzen nicht völlig plan- und orientierungslos einer feindlichen Umgebung gegenübersteht, haben wir euch ein bisschen Arbeit abgenommen und uns selbst einmal herumgetrieben, natürlich rein beruflich. Wo wir dabei überall aufgeschlagen sind, lest ihr im Folgenden.

Keine Löwen, aber viele nette Huf- und Nutztiere finden sich im Mundenhof

Reisen in der

Der Kybfelsen

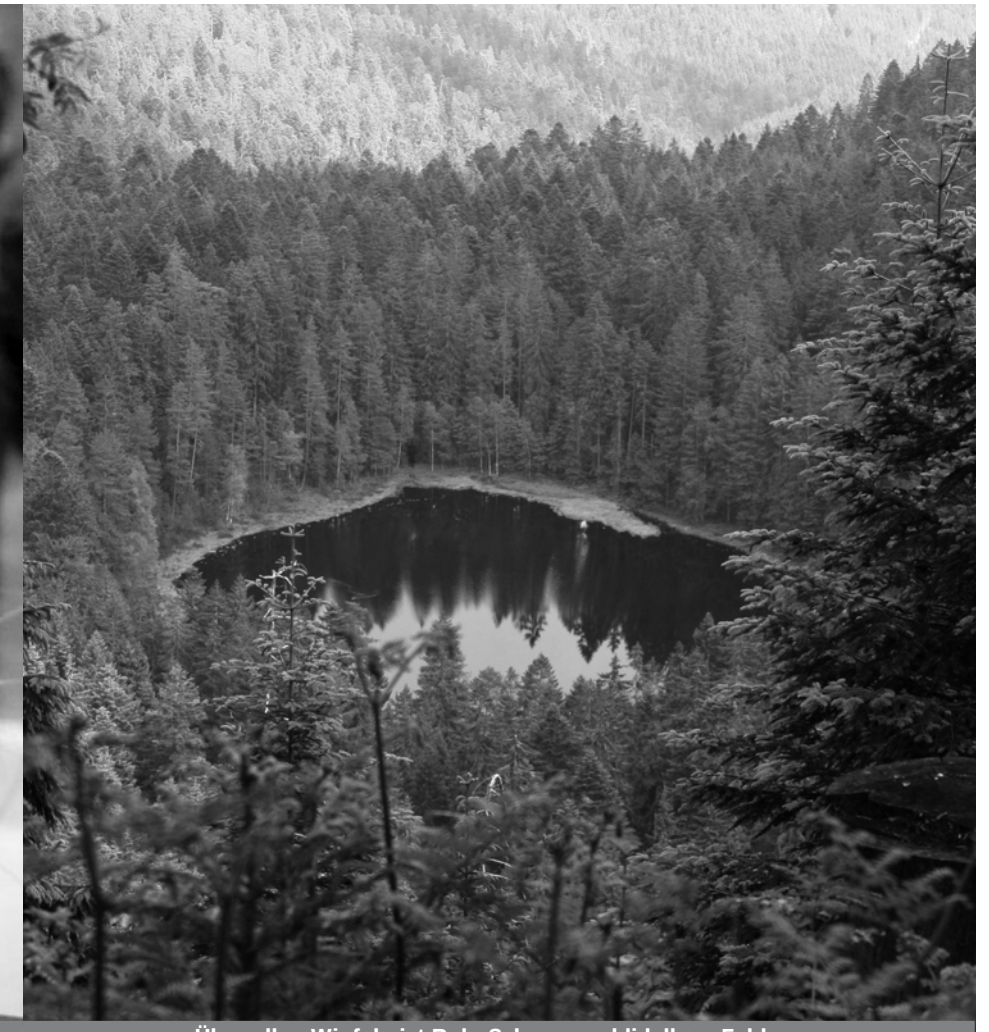
Der Kybfelsen ist mein absoluter Lieblingsfelsen. Ok, er ist eigentlich auch der einzige Felsen hier, aber die Wanderung dorthin ist echt klasse. Er liegt zwischen Günterstal und der Wiehre/Littenweiler. Eigentlich gibt es da oben zwei Felsen. Ich weiß, nicht welcher der Original-Kybfelsen ist. Der eine ist groß und hat oben eine windgeschützte Mulde mit einer Feuerstelle drin, der andere ist mehr so eine Art Plattform – mit einem fantastischen Ausblick, besonders wenn gerade die Sonne untergeht.

Von der Endstation Littenweiler (Linie 1) braucht es ca. 3 Stunden - einfach an der PH vorbei den Berg hoch und den Schildern folgen. Von der Sternwaldwiese (Line 2) ist es kürzer, aber genauso schön. Auch hier ist der Weg sehr gut ausgeschildert.

Eine FSME-Impfung wäre dabei vielleicht echt nicht schlecht – ein leichtsinnig kurzbehost durchs Unterholz streunender Bekannter hatte einmal rekordverdächtige 30 Zecken. Wir anderen allerdings gar keine – was je nach Standpunkt wahrscheinlich entweder an unseren langen Hosen oder Gottes Humor lag.

Der Mundenhof

Als Großstadtkind sahen es meine naturbewussten Eltern als Aufgabe, mit uns regelmäßig Tierpark oder Zoo zu besuchen – die Kinder sollten schließlich den als wertvoll empfundenen direkten Kontakt mit Tieren erlernen. Im Vergleich mit den zähnefletschenden Löwen, den massig-imposanten Elefanten und den herzallerliebsten Eisbärenjungen der Metropolenzoos mag man auf den Freiburger Mundenhof mit seinen größtenteils Huf- und Nutztieren etwas schnöde herabschauen – zwei etwas abgewetzte Altbären machen das gesamte Raubtierrepertoire aus. Vielmehr beherbergen großzügige Koppeln hier Rinder von fünf Kontinenten sowie Strauße, Alpakas, Langhaaresel, Erdmännchen, Kamele und Javana-Affen. Etwa einen Kilometer hinter der Endhaltestelle „Rieselfeld“ der Straßenbahnlinie 5 gelegen, ist der Weg dorthin unkompliziert – und bei Anreise ohne Auto ist der Eintritt in den Mundenhof umsonst. Die Größe der Freigehege ergibt einen Gesamtumfang, der sich als „größtes Tiergehege in Baden-Württemberg“ preist. Und gerade das ist Teil des angenehmen Erlebnisses, indem man das Beobachten der Tiere in andächtiger Ruhe oder mit leichtem Schmunzeln nämlich nicht mit Horden anderer Sonntagstierliebhaber teilen muss.



Über allen Wipfeln ist Ruh: Schwarzwaldidyll am Feldsee

r (RVF-)Zone

Die Wutachschlucht

Ahh, die Wutachschlucht! Einer der größten und definitiv schönsten Canyons im Schwarzwald! Gigantische Pflanzen, prächtige Wasserfälle, alte Holzbrücken, und Grüntöne, die einem den Atem rauben - besonders, wenn man sich traut, in der eiskalten Wutach zu baden, eines der Highlights dieser Wanderung. Auf halber Strecke gibt es einen riesigen Felsen, unter dem die Wutach ganz flach über bemooste Steine flitzt, was, wenn man vorsichtig ist, eine prima Rutschbahn abgibt.

Von Freiburg fuhren wir per Bahn nach Löffingen und dann mit dem Bus (fährt um 8:50, 9:50 und 11:50) zur Schattenmühle. Von hier wanderten wir die Schlucht entlang, hinauf und hinunter. 14 km sind es bis zur Wutachmühle, von der man theoretisch einen Bus zurück nehmen könnte, doch dann würde man die schattig-schöne Gauchachschlucht verpassen! Nach weiteren 3 km erreichten wir Döggingen, kauften uns für 1,30 Euro ein Ticket zurück in den Regio-Bereich (Unadingen) und kamen nach 8 glücklichen Stunden in der Natur wieder zurück im Uni-Alltag an.

Straußen

Hast du Lust, Sonntag mit in eine Strauße zu kommen, fragte ich kürzlich einen Freund. „Eine was?“, schallte es mir von ihm entgegen – eine für alle Nichtbadener typische Antwort. Auf alle schlechten Wortwitze mit afrikanischen Laufvogelbezug sei an dieser Stelle aber verzichtet.

„Eine Strauße, in anderen Teilen Badens nach den davorhängenden Besen auch Besenwirtschaft genannt,“ entgegnete ich ihm voller Landesstolz lehrmeisterlich, „ist ein meist von Winzern oder Bauern betriebenes Saisonlokal, wo es deftige badische Spezialitäten und guten Wein zu Studentenpreisen gibt“.

Wenn ich lernfreie Sonntage einlege, gerade nicht für dieses Heft schreibe und keinen Bock auf Sport oder Kultur habe, ist es eines der entspannendsten Dinge, an einem schönen Sommertag mit dem Rad an den Kaiserstuhl zu radeln, an den Tuniberg zu wandern oder bei schlechterem Wetter mit dem Bus nach Merzhausen zu fahren, dort zum Vesper einzukehren und zwei gute Gläser Wein zu trinken.

Tipp: In den Freiburger Buchhandlungen gibt es einen kleinen Straußenführer, dessen Anschaffung sich allein schon deshalb lohnt, dass man nicht vor verschlossener Straußentür steht.

Das Höllental

Eine Sonntagswanderung ganz im klassischen Stil mit Waldspaziergang, leichtem Berggekraksel und Naturidylle bietet die Rundwanderung durchs Höllental. Fährt man mit der gleichnamigen Höllentalbahn ab Freiburg bis Hinterzarten und übersteht in den 30 Minuten das lautstarke Begeisterungsgebrüll reisefreudiger Senioren aus Norddeutschland („dit is hier echt noch Natur pur, wa, Hannelore?“), so atmet man die frische Bergluft bei der Ankunft umso tiefer ein.

Einmal quer durch den geschniegelten Wellnesstouristenort marschiert, immer den Wegweisern folgend, so findet man sich bald auf einem gepflegten Waldweg wieder.

Ab und an liegen am Wegrand noch alte Sägewerke – kleine Holzhüttchen, die mit Wasserrädern betrieben wurden und nun unter Denkmalschutz stehen.

Doch das eigentliche Höllental erreicht man nach etwa einer halben Stunde besinnlichen Schlenderns. Hinter einem urigen Wirtshaus, das sich als Einkehr der Kaiserin Marie-Antoinette rühmt, beginnt die scheinbar ungezähmte Natur. Natürlich führt ein vorgefertigter Pfad über die rohen Felsen, über die ruhigen und wilden Gewässer – und doch kommt man sich wie in „Natur pur“ vor.

Der Feldberg

Mit 1493 Meter ist der Feldberg der höchste Schwarzwaldgipfel. Wochenende für Wochenende ziehen im Winter die Karawanen der Ski- und Snowboardfahrer auf den Gipfel. Doch auch die Wandersaison lohnt. Nach der allein schon lohnenden Bahnfahrt durch Himmel(reich) und Hölle(ntal) lockt der Aufstieg vom Feldsee zu Feldberggipfel mit Bismarckdenkmal, Gondelbahn, Hochgebirgsflora und –fauna und einem fantastischen Rundumsicht über Schwarzwald, Vogesen und Alpen. An den Nordflanken liegen noch die letzten Schneereste, während in Freiburg sich die Leute schon im T-Shirt sonnen. Mit viel Glück sieht man den Adler, eine Gämse und andere tierische Bewohner des Naturparks. Vor lauter Panorama fällt es schwer, noch auf den Weg zu achten, um nicht eine Steilflanke des Berges herunterzukugeln. Im Sommer sind auch die Après-Ski-Diskotheken vom Berggipfel nach Freiburg umgezogen. Raus aus der Stadt merkt man nun verblüfft, wie ruhig es eigentlich ist. Ein Vogel zwitschert. Ein Bach plätschert. Die Schwarzwaldtannen rauschen im Wind. Wer will da noch in die Alpen?

Fauststadt Staufen

Nur eine dreiviertel Stunde mit dem Zug entfernt, aber eine gefühlte Tagesreise fern von Freiburg liegt die Fauststadt Staufen, 30 Kilometer südlich von Freiburg, angeschmiegt an die mittelalterliche Burgruine und die Weinberge am Ausgang des Münstertals. Staufen bietet alles für den perfekten Tagesausflug von Freiburg – eine zauberhafte, unzerstörte Altstadt, eine malerische Burgruine, Straußenwirtschaften und Winzerstuben sowie die wahrscheinlich beste Konditorei im ganzen Südwesten, mindestens. Wer es historisch mag, besucht auch noch das Sterbezimmer des Doktor Faustus im „Gasthaus zum Löwen“ am Marktplatz, wo der Alchemist zwar, nicht wie versprochen, Gold herstellte, aber bei einem seiner Experimente umkam oder direkt vom Teufel geholt wurde. In den letzten Monaten wurde Staufen bekannt als das „Venedig des Breisgaus“, da nach geothermischen Bohrungen die gesamte Altstadt zu sinken begann – ein Grund mehr, schnell hinzufahren. Mephisto selbst führt heute die Touristen durch das Städtchen. Faust muss ihm sehr von der Stadt vorgeschwärmt haben.

Wein erwartet den Wanderer im Kaiserstuhl – vielleicht auch Weib und Gesang?

Kaiserstuhl und Breisach

Ein Vulkan im Semesterticketbereich? Keine Sorge, der Kaiserstuhl ist zwar vulkanischen Ursprungs, aber schon länger nicht mehr aktiv. Sehr lange sogar, so dass sich seit den letzten Eruptionen vor ein paar Jahrmillionen genügend Lößboden ansammeln konnte, um dort, in der nach eigenen Angaben wärmsten und sonnigsten Ecke Deutschlands, einige der besten Weine des Landes anbauen zu können. Das sieht man am besten bei einer Wanderung von einem der zahlreichen Winzerdörfer hinauf durch die Weinberge.

Am Westrand des Kaiserstuhls liegt Breisach, auf einem Berg hoch über dem Rhein, jahrhundertelang von höchster strategischer Bedeutung und deshalb immer wieder erobert, zerstört und wieder aufgebaut. Das Münster, auf dem Berggipfel errichtet, zeugt von der wechselhaften Geschichte der Stadt. Bei einem Sonntagnachmittagsspaziergang durch die Altstadt fällt einem sofort das jüngste, friedliche Kapitel der Stadtgeschichte auf: offene Grenzen, man hört fast mehr Französisch als Deutsch. Die Zollhäuser wurden zu Restaurants umgebaut. Und an den Panzerfurten baden die Kinder. Glückliche Zeiten, in denen wir leben.

Dorothee Lürbke, Max Vogelmann, Franziska Zachhuber, Johannes Waldschütz, Carl-Leo von Hohenthal

Französisches Flair gibt‘s völlig gratis in der Grenzstadt Breisach

Das „Aus“ der Bildung?

Nach dem Abitur stellt sich nicht nur die Frage, ob man überhaupt studieren soll, sondern immer mehr auch was. Studierte man vor einigen Jahren noch so simple Studiengänge wie Jura, Germanistik oder Medizin, so drängt sich heute ein schier unüberschaubares Angebot dem suchenden Studieninteressierten auf. „Computer Science and Communications Engineering“, „Aviation Management“, „Cognitive Sciences“ oder „Instructional Design“ heißen häufig klangvoll die neuen Studiengänge. Ein bisschen fühlt man sich da an das Abschließen eines neuen Handyvertrages erinnert, wenn Tarife wie „Leisure Time XXL“ oder „Extra-Weekend“ den Kunden locken sollen.

Diese Analogie dürfte nicht ganz zufällig sein, denn der Wettbewerb um die begrenzten Ressourcen soll sich auch im Hochschulbereich durchsetzen, wenn man der Meinung des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) folgen mag. Nach dem Leitbild der „entfesselten Hochschule“ sollten diese genügend Autonomie erhalten, um ihr eigenes Profil ausbilden zu können. Denn nur mit einem klaren Profil der Hochschulen und ihrer Studiengänge können sich diese im nationalen und internationalen Wettbewerb platzieren – ein Studiengang wie „Philosophie“ reicht da nicht mehr aus.

Das Umbennen einiger Studiengänge allein wird nun nicht unbedingt das nötige Profil bringen. Denn ein klangvoller Name lockt vielleicht zunächst ein paar Studienanfänger – aber langfristig ist es nötig, dass der Studiengang sich auch anderweitig bewähren kann. Dazu kann er zum Einen auf die Kämpfe um die begrenzten staatlichen Fördermittel setzen. Oder er kann versuchen, sich ganz der Logik des Wettbewerbes fügend, um die verhältnismäßig immer zahlreicher werdenden Möglichkeiten der Drittmitteleinwerbung zu bemühen.

Letzteres ist nun aber ganz in der Logik der geforderten Wirtschaftlichkeit der Hochschulen. Wenn eine Hochschule als Unternehmen verstanden wird, müssen ihre Elemente auch deren Gesetzen gehorchen – und dies bedeutet eine Ausrichtung nach finanziellem Gewinn.

Nun werden Hochschulen im Allgemeinen als Institutionen der Forschung und Wissenschaft verstanden. Damit stellt sich automatisch die Frage nach Konfliktpotentialen zwischen wirtschaftlicher Verwertbarkeit und Unabhängigkeit. Dass diese existieren, wird beim Betrachten eines anderen Anspruchs der Hochschulen, insbesondere der Universitäten, klar: Im Gegensatz zu privaten Forschungsinstituten waren WissenschaftlerInnen in den bisher existierenden Freiräumen der Hochschulen nicht an bestimmte Zielvorgaben gebunden und konnten daher neue, unbegangene Gedankenwege beschreiten. Zweifelos führte diese Zielsigkeit zu manchen wenig fruchtbaren Ergebnissen. Nicht vergessen werden sollte aber auch, dass gerade durch solche Forschungen letztendlich viele neue Grundlagen gelegt werden. Es wäre zumindest fraglich zu nennen, ob die Quantentheorie in der Physik oder die theoretischen Grundlagen der Mathematik, die heute weit über das Fachgebiet hinaus von Bedeutung sind, in einer rein anwendungsbezogenen Umgebung hätten entwickelt werden können.

Apropos Praxisorientierung: In einem solchen Verständnis der Hochschulen muss der bisherige Fokus der Aufgaben und Ziele erweitert werden. Eine Hochschule als Akteur im wirtschaftlichen Wettbewerb muss neue Geldquellen erschließen, um den „Leuchtturmstatus“ zu erhalten oder gar erst zu erlangen. Deshalb ist es nur selbstverständlich, wenn das CHE vorschlägt, dass die Hochschule auch Vermietung von Räumen, Fundraising und Weiterbildung für Betriebe in vergrößertem Umfang betreiben sollen.

Gerade der letztere Begriff ist dabei für das Verständnis des Konzeptes von zentraler Bedeutung, wenn man sich dem harmlosen Ausdruck des „lebenslangen Lernens“ zuwendet. Während man das Streben nach Erkenntnis und Wissen als einen durchaus sinnvollen Bestand des menschlichen Wesens begreifen mag, wird dies meist nicht damit impliziert. Vielmehr kann man mit der obigen Erläuterung eher die Weiterbildung im Sinne einer Zweckspezialisierung verstehen, die in erster Linie den Menschen zu einem produktiveren, wenn auch nicht unbedingt nützlicheren, Teil der Gesellschaft zu machen. Hochschulen soll also hier eine neue Rolle zukommen: Einer Art outgesourcter Ausbildungsstätte, die das menschliche „Humankapital“ an wirtschaftliche Unternehmen anpassen kann. Wie so etwas aussehen könnte, wird an Beispielen wie dem „Praxisorientierten Maschinenbaustudium – Master of Science bei Lufthansa Technik“ deutlich. Der Konzern und die TU Darmstadt bieten dort einen gemeinsamen Studiengang an.

Der Studierende selbst wird in diesem Gesamtsystem immer mehr als wirtschaftliches Objekt verstanden, dass auf seinen Nutzwert reduziert wird. Er oder Sie soll in sich selbst investieren um die Ressource Humankapital im Wettbewerb attraktiver zu gestalten. Dem Streben nach dem Wissen an sich und der Persönlichkeitsbildung soll eine klare Absage erteilt werden. Ausbildung statt Bildung – so könnte ein neuer Slogan des CHE lauten.

Jonathan Nowak

CHE
Centrum für Hochschulentwicklung

Das CHE in Bielefeld: Gegenstand einer Artikelserie des HoPo-Referats des u-asta

Auf der Suche nach dem verlorenen Frieden

Es steht jeden Tag in der Zeitung, alle wissen davon, viele reden davon, jeder hat dazu eine Meinung. Kaum jemand, der darüber redet, ist schon einmal dort gewesen. Gemeint ist der Nahe Osten, Israel, das Land, das gerade seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat. Ein Jubiläum, das bei den meisten Staaten wohl kaum groß auffallen dürfte. Doch 60 Jahre Staat Israel sind auch 60 Jahre Kampf ums Überleben, umkämpft, angegriffen, unklare Grenzen, unsichere Zukunft. Und wieder einmal rumort es, der Iran rasselt pünktlich zum Staatsjubiläum mit den Säbeln. 60 Jahre sind auch mehr, als viele Beobachter dem neuen Staat bei seiner Staatsgründung gegeben hätten. Grund genug, einmal hinzufahren und sich selbst ein Bild von der Lage zu machen.

Leben mit der Bedrohung

Bei der Ankunft am Flughafen in Tel Aviv fällt erst einmal auf, dass es nichts wirklich Auffälliges gibt. Keine Spur von ungewöhnlich scharfen Sicherheitskontrollen, wie wir vermutet hatten. Die Kontrollen waren einfach schon vor dem 11. September 2001 so hoch wie jetzt bei uns, und wer in den letzten Jahren einmal in die USA gereist ist, wird die Einreise nach Israel als völlig unproblematisch erleben. Das fällt generell auf: eine für uns an Sicherheit gewöhnte Mitteleuropäer bizarre Mischung aus permanentem Kriegszustand und fröhlichem Alltagsleben. Jede Schulklasse wird grundsätzlich von zwei Bewaffneten mit gezücktem Gewehr begleitet. Die zahlreichen Soldatinnen und Soldaten, die durchs Land reisen, lassen ebenfalls immer ihr Maschinengewehr über die Schulter baumeln, während sie ihren Lippenstift nachziehen oder SMS schreiben. Wo bei uns an öffentlichen oder kirchlichen Gebäuden Schilder wie „Nicht essen und trinken!" stehen, findet sich in Israel in der Regel noch ein „Keine Waffen!" oder ein „Nicht schießen!"-Schild (bei letzterem kann man die Waffen dann mithineinnehmen). Die Pistole gehört für Familienväter beim fröhlichen Strandspaziergang dazu. Und sie ist sicher scharf geladen.

Tel Aviv: Die unbeschwerte Partystadt am Mittelmeer

Wer reist nach Israel?

Uns begegneten schwäbische Bildungstouristen, entrückte amerikanische Pilger, Mönche und Nonnen aus Syrien, Ägypten oder Indien und immer wieder Jugendliche aus aller Welt, die ihr „Birth Right" wahrnehmen, das besagt, das alle Juden weltweit einmal auf Kosten des Staates nach Israel kommen dürfen, um den Staat kennen zu lernen. Nicht wenige entscheiden sich zu bleiben, und das trotz drei Jahren Militärdienst für Männer und zwei für Frauen, der zudem natürlich von ganz anderem Kaliber ist als das „Kriegspielen" in westlichen Wehrpflichtarmeen.

Wohin reisen in Israel?

Es gibt zahlreiche Gründe, nach Israel zu fahren. Christliche Pilger besuchen Nazareth, Jerusalem, Bethlehem und unzählige Orte mehr, archäologisch Interessierte fahren nach Caesarea, Meggido oder Zippori, Weintrinker auf die Golanhöhen, Kurgäste ans Tote Meer und Taucher und Surfer ans Rote. Setzt man die Bedeutung des Landes in der Weltgeschichte und Weltpolitik in Relation zu seiner Größe, ist es erstaunlich klein, 470 Kilometer lang, maximal 135 Kilometer breit, minimal 15. Und bietet auf diesem Raum doch unglaublich viel. Von der hedonistischen Partystadt Tel Aviv ist man in einer Stunde in den ultraorthodoxen Vierteln Jerusalems, von den Skiliften ganz im Norden in drei Stunden in der Wüste des Jordantales. In diesem kleinen Land, das zudem zu 60% aus Wüste besteht, leben 7 Millionen Menschen auf engem Raum, mit wenigen Ressourcen. Wasser ist knapp, Bauland ist knapp, Ackerland ist knapp. Und alle wohnen quasi Tür an Tür, Ultraorthodoxe und Liberale, arabische Israelis und Palästinenser. Jeder sucht sich seine Nische, die Liberalen zum Beispiel in Haifa an der Nordküste, wo auch am Sabbat die Busse fahren und auf der Straße schon einmal ein Automat für Porno-DVDs steht, die Ultraorthodoxen in Jerusalem, wo am Feiertag die Straßen gesperrt werden.

Israel – begehrtes Land

Früher kämpften hier Babylonier, Ägypter, Römer, Perser, Kreuzritter und Osmanen um die Vorherrschaft, immer gegen und auf dem Rücken der einheimischen Bevölkerung. Israel und ganz besonders Jerusalem ist allen drei großen monotheistischen Weltreligionen heilig, die Israelis haben die Stadt zu ihrer Hauptstadt erklärt, die Palästinenser wollen den Ostteil als Hauptstadt ihres Staates. Unsere Zeitungen sind immer wieder voll von Landkarten mit Grenzziehungen, Waffenstillstandslinien und möglichen künftigen Grenzen. Doch das alles verschwimmt, kommt man einmal nach Jerusalem, mit seinen unzähligen Vierteln, Sicherheitszonen, Bergen und Tunnels. Überall wird hektisch gebaut, als ob es kein Morgen gäbe. Jedes Haus,

Jerusalem: heilige Stätten und Konfliktzone auf engstem Raum

jede Straße ein Politikum; der beiderseitige Wunsch, Fakten zu schaffen. Und immer wieder Mauern, Zäune, Absperrungen. Tausend sichtbare und noch viel mehr unsichtbare. Im Zentrum natürlich die Klagemauer oder „Western Wall“, westliche Stützmauer des Tempelberges, der heiligsten Stätte der Juden. Auf diesem Berg stehen heute Felsendom und Al-Aqsa-Moschee, wo der Überlieferung nach Mohammed gen Himmel gefahren ist. Wie soll man solche Gebiete denn „aufteilen“? Die zu Hause angefertigten Antworten verlieren immer mehr an Wert, die Fragen bleiben.

Angst und Terror

Eine Minderheit der Menschen sorgt dafür, dass die Mehrheit nicht in Frieden miteinander leben kann. Der permanente Kriegszustand verfehlt seine Wirkung nicht. Praktisch jeder kennt jemanden, der bei einem Attentat ums Leben gekommen ist. Eltern, deren Kinder beim Militär sind, fragen sich jeden Abend, ob ihre Kinder noch am Leben sind. Auf der palästinensischen Seite eine Art Bürgerkrieg, keine Ansprechpartner für friedliche Lösungen. Gewalt und Reaktion auf die Gewalt. Gewalt, die die Israelis nicht wollen, die sie aber gleichzeitig überleben wollen. Deutlichstes Beispiel ist die „Mauer“ zwischen israelischen und palästinensischen Siedlungsgebieten. Häufig eine Art Zaun, manchmal eine bis zu acht Meter hohe Mauer mit Türmen, Stacheldraht und Toren, wie bei einer Burg durchzieht sie das Land, trennt Menschen und Siedlungen. Ein schreckliches Bauwerk, doch die Anzahl der Selbstmordattentate ging seit dem Bau extrem zurück. Und irgendwann gehen einem auch die Antworten aus, wenn man an einer Bushaltestelle im Jerusalemer Süden steht, hinter zwei Meter hohen Betonabsperrungen, die dort aufgestellt wurden, weil dort zwischen 2000 und 2005 immer wieder Terroristen mit Raketen auf die Wartenden schossen.

Die Mauer, umstrittenstes Bauwerk des 21. Jahrhunderts, hier bei Bethlehem

Auf der Suche nach Frieden

Alle wollen im „Heiligen Land“ leben – die jeweils „Anderen“ aber eben auch. Uns bot sich bei der Reise auch keine „Lösung“ an, wie man sie im Westen so gerne entwerfen würde. Doch vielleicht kann man bei grundsätzlichen Dingen ansetzen. Es scheint utopisch, aber brauchen wir für dieses Land im 21. Jahrhundert noch Grenzen aus dem 19. Jahrhundert, die doch nie zu einem Frieden führen würden? Kann Jerusalem nicht einfach eine Hauptstadt für zwei Staaten gleichzeitig sein, wie man einen palästinensischen Staat auch immer ausgestalten mag? Und mangelt es nicht erstmal auf beiden Seiten bei vielen an der Einsicht, dass die „Anderen“ hier auch leben dürfen, nicht einfach wieder „gehen“ oder „vertrieben“ werden und man miteinander, nicht nur nebeneinander, auskommen muss? Es braucht mutige Menschen auf beiden Seiten, ein Umdenken in vielen Bereichen und Lösungen, die sich heute einfach noch nicht finden lassen. Hoffentlich wird Israel dann in 60 Jahren sein Jubiläum im Kreis seiner befreundeten Nachbarn feiern können. Klingt utopisch? Die Bundesrepublik Deutschland feiert 2009 ihren Sechzigsten umringt von Freunden. Und das hätten nach jahrhundertelangen Kriegen und „Erbfeindschaften“ in Mitteleuropa vor sechzig Jahren wohl auch nur die kühnsten Träumer geglaubt.

Carl-Leo von Hohenthal

Neue Stilblüten des Rektorats

Der Rektor ist weg, der Neue – oder die neue Rektorin – wird schon heiß ersehnt und die inneruniversitäre Gerüchteküche brodelt. Dabei sollte man aber nicht vergessen, dass es auch derzeit eine Führungsspitze gibt und das gesamte Rektorat sich ein „16-Punkte-Programm“ gegeben hat. Und an dem orientiert man sich in der Zwischenzeit.

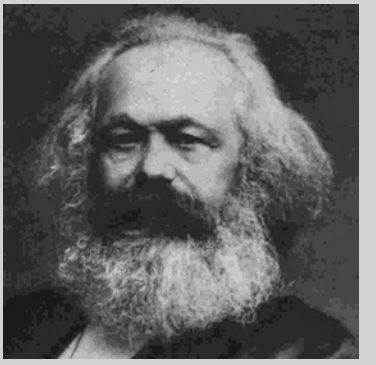
Dieses setzt unter anderem die Aufgabe, ein Konzept für proaktive Berufungsverfahren zu entwickeln. Zum einen soll dies den Fakultäten und damit der Universität helfen, ein klareres Profil zu entwickeln und Prioritäten zu setzen, welche Professuren besonders wichtig sind (und damit mehr Geld bekommen) und welche weniger (und damit auch weniger Geld bekommen).

Der erste Schritt sieht wie folgt aus: Viele Professuren müssen in den nächsten drei Jahren ruhestandsbedingt neu besetzt werden. Die Fakultäten sollten für diese nun eine Liste von fünf WissenschaftlerInnen (davon mindestens zwei Frauen) benennen, die für diese Professur in Betracht kämen. Da diese Liste in keinem Fall eine Präjudizierung darstellen soll, muss man sich fragen: Wozu das alles? Und warum dieses Schlagwort?

Die Liste solle dem Rektorat ein Überprüfungsmittel in die Hand geben, vor allem in Gleichstellungsfragen, so Vizerektor Hans-Jochen Schiewer. Sonst nichts. „Proaktiv“ weckt aber eher die Assoziation, dass man aktiv auf jemanden zugeht, möglicherweise sogar eine Ausschreibung auf eine Person zuschneidet (durchaus auch im Gespräch!). Daher ist doch sehr zweifelhaft, ob sich eine Liste wirklich auf diesen beteuerten Zweck beschränkt.

Wenn nicht, dann müssen die Fachschaften aufpassen, dass Berufungslisten nicht an ihnen vorbei aufgestellt werden. Wenn ja, dann sind solche Listen ziemlich unsinnig. Denn eineN SenatsberichterstatterIn gibt es auch so in jeder Berufungskommission, und dieseR kann vom Senat angehalten werden, insbesondere auf Gleichstellungsfragen Rücksicht zu nehmen. Nachdem die Berufungskommissionen Listen aufgestellt haben und diese durch den Fakultätsrat bestätigt worden sind, entscheidet der Senat zuletzt über alle Berufungslisten. Hier könnten auch entsprechende Fragen gestellt werden. Zu guter Letzt schreibt das LHG vor, dass zwei Fachfrauen in der Kommission sitzen müssen. Eigentlich also genügend Überwachungsinstanzen, wenn sie richtig genutzt würden. So scheint das Rektorat einfach mit einem neuen Begriff zu spielen und lässt damit die Fakultäten ratlos zurück. Die bekommen nämlich keine weitere Arbeitsanweisung, weil man ihnen nicht in die Entscheidungsstruktur pfuschen will und davon ausgeht, dass schon alle Fakultätsgremien (also -vorstand, -rat und Studienkommission) beteiligt werden. Die Autonomie der Fakultäten zu wahren ist zwar grundsätzlich begrüßenswert, wenn es aber um so eine unklare Angelegenheit geht, gibt es auch keine klaren Kompetenzen. Und zum Schluss müssen die Studierenden sehen, wo sie bleiben.

Henrike Hepprich



Kapital-Lesekreis

Was ist eigentlich genau Kapitalismus? Um diese Frage zu beantworten hat ein Denker namens Karl Marx 30 Jahre seines Lebens geforscht. Das Ergebnis kann man in seinem Hauptwerk „Das Kapital“ nachlesen. Zwar haben früher einmal ganze soziale Bewegungen das Buch als eine ökonomische Schrift aufgefasst, die die Prinzipien dieser Wirtschaftsweise korrekt erklärt, an der Uni wird es heutzutage jedoch nirgends noch so gelesen.

Grund genug, sich „Das Kapital“ einmal selbst vorzunehmen und die dargebotenen Erklärungen auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Zu diesem Zweck wurde ein Lesekreis ins Leben gerufen, der sich 14-tägig trifft, das nächste Mal am Montag, den 23.06. im u-asta-Haus, Belfortstr. 24. Um 18:30h können Interessierte, die das erste Treffen verpasst haben, noch einsteigen.

Die vorherige Lektüre von „Erstes Kapitel: Die Ware; Unterabschnitt 1: Die zwei Faktoren der Ware: Gebrauchswert und Wert“ ist Teilnahmevoraussetzung. Textgrundlage ist Band 23 der Marx-Engels-Werke, derselbe Text ist auch auf der Internet-Seite www.mlwerke.de/me verfügbar. Nachfragen bitte an Kapital@ideologiekritik.net

SchwuLesBi-Referat

Wir vertreten die Interessen der bisexuellen, lesbischen, transsexuellen, schwulen und intersexuellen Studierenden. Dazu informieren wir über queere Themen an der Uni und im Studi-Leben, bieten eine gemütliche Atmosphäre und Diskussionen bei den Pink Cafés und veranstalten die Pink Party – die einzige Studierendenparty für Queers.

Wir suchen Menschen, die sich engagieren wollen. Speziell für die Organisation von Pink Café und Pink Party suchen wir tatkräftige Unterstützung.

Veranstaltungen im SS 2008:
Pink Café im Studierendenhaus des u-asta (Belfortstr. 24), jeden 1. und 3 Montag. (im Sommer grillen wir in gemütlicher Atmosphäre). Referatstreffen jeden Montag 19 Uhr c.t. (EG u-asta)

Kontakt: schwulesbi@u-asta.de

Must–go's!

Sa, 21.06., 20:30 Uhr: Improtheatermatch Russland-Deutschland, Mensabar

Mo, 23.06., 20:30 Uhr: VideoSlam, Kurzfilme von Studierenden

Di, 24.06., 8:00-18:00 Uhr: Uniwahlen, Wahlräume unter: http://www.u-asta.uni-freiburg.de/politik/uniwahlen/fakzu

Di, 24.06., 20.30 Uhr: Slam Supreme: Lese- und Kleinkunstbühne, Mensabar

Do, 26.06., 18.00 Uhr: Prof. Dr. José Ramón Montéro, Universidad Autónoma de Madrid, Spain – a Consolidated and Efficient Democracy?, HS 1010, KG I

So, 29.06., 20.45 Uhr: Fußball EM-Finale, Public Viewing Mensagarten

Mi, 02.07., 19:30 Uhr: Black Dahlia (aus der Reihe Neo-Noir: Bogarts Urenkel), aka Filmclub

Do, 03.07., 20 Uhr: Konzert des Freiburger Symphonischen Studentenorchesters (Peter Illjitsch Tschaikowsky: Violinkonzert op. 35, Jean Sibelius: Finlandia-Hymne op. 26, Felix Mendelssohn Bartholdy: Sinfonie Nr. 5 d-moll op. 107), Bürgerhaus Seepark

Impressum

u-Bote #781, 19.06.2008 (34. Jahrgang), 12 Seiten, Auflage: 700 Stück

Druck: Druckwerkstatt im Grün
Redaktion und Layout: Dorothee Lürbke (stud. live,), Franziska Zachhuber (v.i.s.d.p.), Max Vogelmann, Carl-Leo von Hohenthal, Johannes Waldschütz, Hermann J. Schmeh

v.i.s.d.p. für we are u: Jonathan Nowak, c/o AStA Uni Freiburg
Kontakt: u-Bote, c/o AStA, Belfortstr. 24, 79085 Freiburg; Fon (0761) 203-2035; Fax (0761) 203- 2034; presse@u-asta.de

Der u-Bote ist das offizielle Organ des unabhängigen allgemeinen studierendenausschusses (u-asta) der Uni Freiburg. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion/des u-asta wieder. Die Redaktion behält sich bei allen Manuskripten das Kürzen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung vor.

Service & Termine

AStA (Studierendenhaus) Belfortstr.24 **mehr Infos: www.u-asta.de**

u-asta-Service *(Telefon 203-2032, Fax -2034)* – www.u-asta.de/service

Sekretariat info@u-asta.de — Wochentäglich 11 - 14 Uhr
Britta Philipp, Allison O'Reilly, Philip Sorst, Hermann J. Schmeh
Hier kann mensch sich zur Rechtsberatung anmelden und erhält auch so manchen Tipp. Außerdem kann mensch so einiges erstehen (z.B. Schwimmbadkarten, ISICs, Büromaterial, Fair-trade-Kaffee...)

Job-, Arbeitsrechts- und Praktikumsberatung: hib@u-asta.de — Mo, 12 - 14 Uhr
Daniele Frijia

BAföG-Beratung: bafoeg-beratung@u-asta.de — Mi, 11 - 13 Uhr
Anka Schnoor, Lennart Grumer

AStA-Rechtsberatung: — Di, 14 - 16 Uhr
Bitte in der vorhergehenden Woche im Sekretariat anmelden!

Studiengebührenberatung: gebuehrenberatung@u-asta.de — Mo, 14 - 16 Uhr; Di 10 - 14 Uhr
Thomas Seefried, Nino Katicic, Georg Kleine

Konferenzen *(Hieran kann jedeR Studierende teilnehmen und ist antrags- und redeberechtigt!)* – www.u-asta.de/struktur

konf (Konferenz der u-asta Referate): vorstand@u-asta.de — Mi, 13 Uhr
FSK (Fachschaftskonferenz): fsk@u-asta.de — Di, 18 Uhr
Vorstand: Henrike Heppich, Jonathan Nowak – vorstand@u-asta.de

Referate *(JedeR Studierende ist aufgerufen, sich in den Referaten zu beteiligen!)* – www.u-asta.de/engagement/referate

Finanz-Referat: Hermann J. Schmeh – finanzen@u-asta.de — nach Vereinbarung
FSK-Referat: Konstantin Görlich – fsk@u-asta — Di, 18 Uhr
Kultur-Referat: Anna Simme – kultur@u-asta.de — Mo, 12 Uhr
Ideologiekritik: Nihat Özkaya – ideologiekritik@u-asta.de — Mo, 20 Uhr
Presse-Referat (u-Bote): Doro Lürbke, Franziska Zachhuber – presse@u-asta.de — Do, 16 Uhr
Gleichstellungsreferat: Nora Gaupp – gleichstellung@u-asta.de — Di, 20 Uhr
Schwulesbi-Referat: Michael Wiedmann – schwulesbi@u-asta.de — Mo, 19 Uhr
HoPo-Referat: Esther Oehlschlägel – hochschulpolitik@u-asta.de — Di, 20 Uhr

Rätselhaftes

Burgunder-Wein winkte in Heft #779 als Prämie. Gesucht waren der Potsdamer Platz, der Trafalgar Square und der Platz des Himmlischen Friedens. Richtig erraten hat dies **G.W. aus M. in H.**

And now for something completely different: In ein paar Tagen ist wieder einmal Sommersonnenwende. Zeit genug also, den lieben langen Tag in der Sonne zu liegen. Oder die Ausflugstipps in diesem Heft auszuprobieren. Oder sich mit unserem Rätsel herumzuschlagen, das eigentlich nur aus einem Satz besteht:

Ein griechischer Kahlkopf machte sich nicht nur eine Sommersonnenwende zunutze, um Kugeln näher zu untersuchen, sondern entwickelte auch ein Verfahren, um einmalige, besser gesagt: einfache Zahlen zu bestimmen. Welches Küchengerät ist gesucht?

Zu gewinnen gibt es diesmal ein Sommer-Set. Was genau da drin ist: Lasst euch überraschen. Lösungen bis zum 29. Juni an stud.live@u-asta.de.

stud.live@u-asta.de

Schnappschuss

Lieber RCDS! Haaaach! Jedes Jahr schafft ihr es, uns zum Lachen zu bringen. Plakate mit (dekolletiertem) Tiefgang, bizarre Wahlprogramme und nun ein putziger Gruß auf eurer am Tag vor Wahlkampfbeginn abgestürzten Homepage, mit dem ihr gekonnt von der völligen Inhaltslosigkeit der Seite ablenkt – welch Wink mit dem Zaunpfahl! Es lacht: Eure stud.livette

Bekenntnisse einer F[redacted]-Hasserin

Man nehme: einen beliebigen Tag im Juni 2008. Genauer: einen beliebigen Zeitpunkt zwischen dem 7. und 29. Juni. Wer F[redacted] liebt, weiß, was in dieser Zeit passiert. Wer F[redacted] hasst, weiß es auch – und würde am liebsten auswandern oder zumindest Minderheitenschutz beantragen, damit der F[redacted]-begeisterten Mehrheit ebenso wie zuletzt Rauchern und Innenstadttrinkern das Leben bei jeder Gelegenheit erschwert wird.

Auch eure stud.livette ist eine ausgewiesene F[redacted]-Hasserin. Was ist denn so interessant daran, 22 ballverfolgenden Männern zuzusehen, die gutturale Urschreie von sich geben? Sicher, der stud.livette ist auch bewusst, dass der Sport an sich längst nicht alles ist, was am F[redacted] fasziniert (O-Ton Durchschnitts-Fan: „Wie, F[redacted] ist Sport?“). Wie schön ist es doch, sich jeden Tag völlig legitim die Kante geben zu dürfen und die dabei entstehende Fahne unter ebensolchem schwarz-rot-goldenen Tuchwerk zu verhüllen! Welch Freude, wie die Spieler in stein(-zeit)altes Grölen zurückzufallen! Welch Ergötzen, mit pseudo-patriotischen Wimpeln den Spritverbrauch des „Heiligs Blechle“ zu steigern!

Das Schönste aber ist, dass man dem F[redacted] nicht entgehen kann, sobald er sich auch nur marginal aus der Kreisklasse D entfernt. Gegen die Allgegenwart des F[redacted]s ist man als HasserIn machtlos: Ob beim (Fre)e-Mail-Nachschauen, beim Setzen des täglichen TV-Nachrichten-Schusses, in Uni-Seminaren – überall hat König F[redacted] eine absolute Monarchie in den Köpfen errichtet, die Hobbes Freudentränen in die Augen getrieben hätte.

Widerstand erscheint zwecklos. Schließlich haben sich folgende Patentrezepte im Praxistest der stud.livette als sinnlos erwiesen:

– **verreisen**: In Regionalzügen wird man mit Sicherheit etliche F[redacted]-Fähnriche treffen, die schon mal ihre Stimmen ölen (meist läuft das darauf hinaus, dass die Stimme der lautesten Schreihälse schon vor Eintreffen am Zielort aussteigt). Und wer stud.livetten-dekadent den strahlend-weißen Fernverkehr nutzt, darf sich darüber freuen, dass das Fahrkartengeld offenbar auch in Exklusiv-Durchsagen zum aktuellen Stand des 22-Mann-1-Ball-Dramas investiert wird.

– **auf entlegene Schwarzwald-Hütten fliehen**: Klappt wahrscheinlich nur, wenn man allein dort ist. Der geringste Anflug von Sozialwesensein führt meist jedoch dazu, dass sich dort mehrere Menschen tummeln, und sobald auch nur ein F[redacted]-Fan darunter ist, ist es unumgänglich, dass der geringste Handy-Empfang zum F[redacted]-versehrten Kontakt zur Außenwelt genutzt wird.

– **in der eigenen Wohnung einigeln**: Ein schalldichter Panic Room und zahllose DVDs, das wär's. Ansonsten läuft man Gefahr, dem allabendlichen Hupkonzert zu lauschen und auf allen TV-Sendern einen schwarz-weiß-gefleckten Ball durchs Bild hüpfen zu sehen.

Da gewinnt das Auswandern doch gleich an Attraktivität...

PS: [redacted] macht mal „piep“.